Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 23

Artikel: Das Teefest
Autor: Schibli, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753514

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In der Modetheater-Revue «Der verlorene Faden» gibt es viele herrliche seidene, rauschende, farbige und bestickte Gewänder verschiedenster schweizerischer Herkunft, getragen von zwölf reizenden jungen Mädchen und vorgeführt vor den Liebhaberinnen der Eleganz im Zuschauerraum. Mitten in der Revue erscheint — die Vogelscheuche und singt ihr Lied, eine kleine Mahnung, ein leichter Spott, ein verborgener ernster Ton, der daran erinnert: was ihr da bewundert, nicht wahr, ihr bedenkt es, das ist alles vergänglich, nicht so wichtig wie's heute scheinen möchte. Ein Bote aus der nachdenklichen Welt, kommt sie gerade so lange, daß man aufmerksam zuhört und doch nicht so lange, daß die Freude des Schauens eine Störung erführe.

Lied der Vogelscheuche

von Arnold Kübler

Schöne Frauen, laßt's euch nicht verdrießen,
Mich zu dieser Stunde hier zu wissen,
Ein galanter Männerseitenblick
Ist noch heut' mein spätes Herzensglück.
Aus dem Weizenfeld,
Wo ich aufgestellt,
Eil ich her zu meinen eleganten,
Ach so unvergleichlichen Verwandten.
Eh' man sich als Krähenschreck verwendet,
Hab ich ganz wie ihr die Welt geblendet.
Am Himmel glüht
Der erste Stern,
Kein Vogel zieht,
Der Tag ist fern.
Im Abendwind
Ein spätes Kind,
Das mich entdeckt,
Enteilt erschreckt:
Vogelscheuche, Vogelscheuche!

Ueberschüttet hat man mich mit Lobe
Einst für diese Mode-Abendrobe,
Jetzo, da der Seidenglanz verblichen,
Bin ich aus der Lebewelt gestrichen.
Euch bin ich zu lieben
Innerlich getrieben.
Fühlt euch nur nicht allzu hoch erhaben,
Schmal ist zwischen uns der Trennungsgraben.
Aus den Fernen meines Geisterreichs
Nah' ich euch auf Flügeln des Vergleichs.
Die Kleiderkunst
Ist leichter Dunst,
Wer sich vergreift,
Wer sich vermißt,
Was überstreift,
Das er nicht ist,
Bleibt weit vom Ziel,
Ist weit vom Stil:
Vogelscheuche, Vogelscheuche!

Vogelscheuche, flüstern eure Schwestern,
Wenn sie eure Garderobe lästern;
Vogelscheuche, knurrt der blasse Neid
In bezug auf euer Blumenkleid.
Also finden Platz
Wir im selben Satz.
Vogelscheuche, Vogelscheuche, ruft erhitzt
Mancher, der als Schwärmer abgeblitzt;
Vogelscheuche, meckern in den Gassen
Jene Spießer, die 's Mondäne hassen.

Fort ins Ackerfel[illegible]
Wo ich aufgeste[illegible]
Nehm ich nur [illegible] dunkeln Weg zurück
Und verwirr[illegible] Wiedersehensglück
Denk ich [illegible]be elegante,
M[illegible]bundene Verwandte.
[illegible] glüht
[illegible]r Stern,
[illegible]g ist fern,
[illegible] Vogel zieht;
[illegible] Abendwind
[illegible]ein Seidenrock
Bauscht sich gelind
Auf seinem Stock:
Vogelscheuche, Vogelscheuche!

Das Teefest

Von Emil Schibli

Sie möchten gerne wissen, was mir eben durch den Kopf gegangen ist? Weshalb ich geschmunzelt habe? Ich will es Ihnen sagen, sofern Sie mir eine kleine Einleitung zum Zwecke der Selbstverteidigung zugestehen.

Ich habe mich soeben an eine Begebenheit aus meiner Knabenzeit erinnert. Ich war damals, was die Pädagogik als sittlich gefährdet zu bezeichnen pflegt, rund heraus gesagt ein Lausbengel, ein kleiner Teufel mit angehäuften schlechten Instinkten. Immerhin, und wenn ich mich nicht täusche, steckten Gründe hinter dieser Verdorbenheit. Abgründe sogar. Es hat ziemlich lange gedauert, bis es mir vergönnt war, ein Brett zu finden und es über die Kluft zu legen, die mich auf der dunklen Seite festhielt und von der hellen abtrennte. Und sehen Sie, liebe Freundin, sobald ich drüben war, einige Sicherheit unter den Füßen und Wärme und Licht um mich her spürte, war ein anderer aus mir geworden: aus dem kleinen bösen Teufel ein Singvogel, der inbrünstig tirilierte und aus voller Kehle wie eine Amsel im Morgenrot die Schönheit der Welt pries.

Genug. Ich hätte von diesen Dingen nicht gesprochen, wenn es mir nicht darum zu tun wäre, Ihre Sympathie nicht zu verlieren. Als einsamer und also nicht anziehender Mensch, als welchen ich mich wohl im wesentlichen zu betrachten habe, muß ich zu meinen wenigen Freunden Sorge tragen.

Nun denn, ich will Ihnen jetzt trotzdem verraten, wie das mit dem Schmunzeln vorhin war. Ihre schönen, knusprigen Brötchen, die Sie zum Tee serviert haben, hätten mich beinahe dazu verlockt, mich so zu benehmen, wie es unter gebildeten und kultivierten Leuten nicht üblich ist. Ich war nämlich drauf und dran, eines der Brötchen entzwei zu brechen und die Stücke in den Tee einzutunken.

Ich hätte es ruhig tun sollen, sagen Sie. Natürlich, Sie haben ganz recht. Ich war aber immerhin schlau und beherrscht genug, um es nicht zu tun, weil ich weiß, daß eine solche Handlung Ihren schönen Augen und Gefühlen ein bißchen unappetitlich hätte erscheinen müssen, so kindlich einfach und selbstverständlich sie im Grunde sein mag. Sehen Sie, deswegen habe ich eben vorhin geschmunzelt. Das heißt: mein anderes Ich hat mir zugeschmunzelt. Siehst du, wir sind inzwischen trotz mangelnder guter Kinderstube doch ganz ordentlich vorwärts gekommen, wollte das Schmunzeln besagen. Und ich dachte an den hungrigen Jungen von damals, der die Brötchen schlingend in sich hineinfraß, ohne sich um irgendwelche Etikette zu bekümmern.

Langweile ich Sie? Bitte unterbrechen Sie mich ganz unverblümt, sobald es der Fall sein sollte. Die Geschichte ist vor allem nicht schön, sondern häßlich, und ich weiß . . . wie gesagt, ich werde es durchaus begreifen, wenn Sie die zarte Hand erheben und mir zurufen: «Genug!»

Mit dem Jungen war es so: Er hatte, von seinem Stiefvater reichlich geprügelt und kümmerlich ernährt, häufig Hunger. Hunger in mancherlei Gestalt übrigens: nach Essen, nach Rache, nach schlechten Büchern (auch nach guten; er nahm sie, wie sie kamen), nach Abenteuern, die in mancherlei Beziehung nichts weniger als einwandfrei waren und ihn, wäre er unter schärferer moralischer Aufsicht gestanden, wahrscheinlich in eine Besserungsanstalt gebracht hätten.

Aber merkwürdig: dieser selbe, etwas verkommene Junge hatte vor allem auch Hunger nach Schönheit. Ja, dieser Kellersche Taugenichts und Proletensohn geriet in eine seltsame Aufregung, eine Art seelisches Fieber, wenn er schöne Dinge sah, mochten es nun Gegenstände oder Menschen und Tiere sein. Dabei hatte er komischerweise über diesen Schönheitsbegriff oder dieses Schönheitsgefühl, wie ich es wohl besser benenne, schon frühzeitig seine besondere, keineswegs landläufig volkstümliche Auffassung. Gott weiß, woher das Armeleutekind diesen deutlich ausgeprägten, ja, ich darf sagen sensibeln Sinn besaß; von der Mutter konnte er kaum ererbt sein, vom Vater schon gar nicht. Auch seine Geschwister hielten den Jungen seines eigentümlichen Verhaltens wegen stets für einen halben Narren, mit dem sie nicht gerne verkehrten. Er war, wenn ich so sagen darf, eine Art Josef unter den Brüdern, freilich ein Josef, der sich auch mit Klauen und Zähnen zu wehren wußte, wenn es drauf ankam.

Ich sehe, Sie haben noch nichts dagegen, daß ich fortfahre. Ebensosehr wie der Junge — gewiß, ich selber war es — durch den Anblick schöner Menschen zum Beispiel entflammt wurde, stießen ihn unschöne oder gar häßliche ab. Er brachte für sie keine Spur von Mitleid auf, wobei zu sagen wäre, daß geprügelte und gequälte Kinder ohnehin dieses Gefühl nicht kennen. Wozu? Sie brauchen, um nur selbst leben zu können, Haß, Härte und Rache. Sie müssen, um nicht zugrunde zu gehen, nach außen hin verstockt und böse sein. Aber darüber zu reden, wäre eine Sache für sich, und im übrigen gehören Reflexionen nicht zu einer Erzählung.

Nun also. Ich hatte mütterlicherseits einen Onkel, Jean hieß er, oder Schang der Mundart gemäß. Dieser Onkel Schang führte ein dürftiges Dasein als Hausierer mit Kurzwaren, lebte tags in seinen Straßenbezirken und nachts in seiner billigen Mansardenkammer. Ich hatte diesen Onkel nicht ungern. Er war zwar unansehnlich, ein Knirps mit faltiger Affenhaut, aber auf seine Weise doch ein origineller Kauz, und deshalb wohl machte meine Abneigung häßlichen Menschen gegenüber mit ihm eine Ausnahme. Daß er mir verwandt war, der Bruder meiner Mutter, ließ mich gleichgültig.

Ich kannte ihn von jeher als Junggesellen, und daß er einmal heiraten würde, konnte ich mir nicht vorstellen. Nun aber hatte er eines Tages doch geheiratet, und dies war die Ursache, daß ich ihn von diesem Tage an bis auf den Grund meiner Seele verachtete. Ich erinnere mich genau, daß ich der Meinung war, er habe durch diese Kopulation nicht allein eine Dummheit, sondern gleichzeitig eine nicht zu überbietende Schamlosigkeit begangen. Denn die Schangin, so nannte ich sie, offenbar um mit einem einzigen Worte für sie auszukommen, war noch um vieles häßlicher als der Onkel. Sie trug auf dem faltigen Halse eines gerupften Huhnes den Kopf einer halb Schwachsinnigen, kurz, mir grauste vor ihr. Daß die Natur all ihren lebendigen Geschöpfen den Liebes- und Paarungstrieb einimpft, nicht allein den auserwählten und strahlenden, sondern auch den verkrüppelten und schattenhaften, ließ ich nicht als Milderungsgrund gelten. Sollte sich schämen, die Natur!

Aber was hat dies nun alles, fragen Sie mich, mit dem Tee und den Brötchen zu tun? Sie haben recht. Ich bin wieder vom eigentlichen Thema abgeschweift, es scheint wenigstens so. Darf ich mir noch eine Zigarette anzünden? Danke.

Ich weiß nicht mehr, war es Weihnachten oder Neujahr: einer von diesen beiden Feiertagen ist es wohl gewesen. Ich weiß auch den Grund nicht mehr, der mich zu den beiden ungeliebten Verwandten auf Besuch brachte. Aber jedesmal, wenn ich Tee und Brötchen vor mir stehen habe, sehe ich diesen seltsamen Gang durch die Stadt wieder vor mir: das mißgestaltete, zwergenhafte Ehepaar vorausgehend und ich hintendrein, weil ich mich seiner schämte und um keinen Preis nebenher gegangen wäre. Ja, das sehe ich klar und deutlich, so genau, als ob ich einen alten Film, in welchem ich selbst mitwirkte, betrachten könnte.

Schangs gingen zu einem Teefest der Heilsarmee und hatten mich eingeladen, mitzukommen. Ich ging. Ich ging, wie gesagt, hinter den beiden her durch die Stadt. Keine der schönen Frauen an der Bahnhofstraße nahm sich meiner als eines verwunschenen Prinzen an, o nein, ich war weiter nichts als ein hungriger Proletensohn, dem die Verhutzelten da vorne zu einem warmen Schluck und schmackhaften Bissen verhelfen wollten...

In der großen Halle irgendeines Gebäudes gab es Hunderte von armen Teufeln, Männer, Weiber und Kinder, die einstweilen noch vor leeren weißen Tassen saßen, wie man sie in den Speiselokalen des gemeinnützigen Frauenvereins sieht. Allen diesen poveren Leuten sah gleichsam der Magen erwartungsvoll zu den Augen heraus, und als dann endlich nach ergiebigem Beten und Singen die Brötchen gebracht wurden und die blauen Seelentrösterinnen auch unserer Leiber gedachten, Tee in die Tassen gossen und das duftende Weizengebäck verteilten, da wurde dieses unvergeßliche Bankett der Aermsten zu einer Symphonie des Schmatzens und Lutschens: alle, alle tauchten sie die Brötchen in die süße Teebrühe ein. Und ich tat fröhlich mit, zwischen Onkel und Tante sitzend, und die warme, wohltuende Sättigung machte mich allmählich zu ihrem versöhnten Bruder, der keine ästhetischen Maßstäbe mehr anlegte und für die Dauer seines beglückten Eingeweides alle Gegensätze aufgehoben sah.

Persilgepflegt

Lebensfreude,
das Merkmal zufriedener Menschen. – Wer kennt nicht das Gefühl herrlichen Wohlbefindens beim Tragen frischer, persilgepflegter Wäsche! Doch am besten wissen das die Frauen. Persil hat ihnen den grössten Teil des mühseligen Waschens abgenommen. – Persil lässt Raum für Lebensfreude

Persil

Mit Persil richtig waschen.

HENKEL, BASEL
die Firma, welche die Wohltat der selbsttätigen Waschmethode erfand – und damit der Hausfrau das Leben erleichtert

PD 00118